

Langzeitprojekte werden von Jahr zu Jahr weitergereicht – ein paar wenige schaffen es nun doch ins Ziel **SEITE 17**

Nach Streifkollision weitergefahren und Unfall geleugnet – auch das Obergericht glaubt dem Fahrer nicht **SEITE 18**

Von den Geistern aus der Kindheit verfolgt

Diana Bach wurde «administrativ versorgt» – 50 Jahre später beginnt sie mit einem Leidensgenossen über das Erlebte zu sprechen

DOROTHEE VÖGELI

Diana Bach war ein uneheliches Kind. Pflege- und Heimertern fühlten sich berufen, das angeblich «milieugeschädigte» Mündel auf den rechten Weg zu bringen. Ihren Sadismus kaschierte die Leiterin eines evangelisch geführten Privatheims, in dem Diana für sieben Jahre «versorgt» wurde, mit religiösem Übereifer. Bett-nässern streute die ausgebildete Krankenschwester Salz auf die trockenen Brotscheiben und verbot ihnen zu trinken. Sie zwang die Kinder, Verschimmeltes oder sogar Erbrochenes zu essen. Diana Bach kapselte sich ab, bis heute hat die 70-Jährige im Leben nicht richtig Fuss gefasst.

Kurzes Glück

Der Frau im wattierten Mantel, die an diesem kalten Dezembermorgen am Zürcher Stauffacher wartet, ist von all dem nichts anzumerken. Sehr aufrecht steht Diana Bach da, ihr Blick ist wach, ihr Lächeln warmherzig. Sofort beginnt sie zu erzählen, zeigt auf ein Jugendstilgebäude bei der Tramhaltestelle. «Dort habe ich mit meiner Grossmutter gewohnt.» Aber nicht in der Beletage, sondern in ärmlichen Verhältnissen. Zuerst befand sich eine Mansardenwohnung, von der aus die damals dreijährige Diana die energischen Armbewegungen der Verkehrspolizisten beobachtete.

Ihre Grossmutter stammte aus einer Industriellenfamilie, sie war gebildet und hatte auch nach ihrem wirtschaftlichen Abstieg etwas Vornehmes bewahrt. Der aufgeweckten Enkelin galt ihre bedingungslose Liebe. Das Verhältnis zur Tochter, die mit Diana in die enge Mansardenwohnung gezogen war, gestaltete sich jedoch schwierig. Eines Tages wartete unten auf der Strasse die Fürsorgerin. Diana Bach erinnert sich noch genau an den Moment, als ihre Mutter sie dieser fremden Frau übergibt. Sie schreit, weint – als ahnte sie das sich anbahnende Drama.

Vorerst war aber alles nur halb so schlimm: In der Pflegefamilie in Bülach fühlte sich das «herzige Chröttli», wie sie ihr Vormund in der Akte beschrieb, akzeptiert. Ihre Grossmutter, die ihr eine Ahnung von Geborgenheit und Grundvertrauen mit auf den Weg gegeben hatte, besuchte sie regelmässig. «Dann kam der Bruch. Ich kam in eine Arbeiterfamilie voller Ressentiments und Neid, weil ich intelligenter als ihre Tochter war. Die Pflegemutter quälte mich mit unverhohlener Schadenfreude. Deshalb wollte sie meine geliebte Grossmutter von mir fernhalten», berichtet Bach.

Wir sitzen inzwischen in einem Café. Sie hat sich aus ihrem Mantel geschält, erst jetzt wird ihr Untergewicht augenfällig. Während sie sich erinnert, sind ihre feingliedrigen Hände stets in Bewegung – ihr geht es um Präzision, um Authentizität. Denn ihre Erzählung ist eine bis heute nicht abgeschlossene Gegendarstellung zur Vormundschaftsakte.

Ihr behördlich dokumentiertes Leben als Mündel hat sie vor zehn Jahren aufzuarbeiten begonnen; damals war die Geschichte der Verding- und Heimkinder in der Schweiz ein öffentliches Thema geworden. Bach sichtete weit über tausend Dokumente der Zürcher Vormundschaftsbehörde. «Die vielen ungerechtfertigten Verleumdungen waren wie ein Schlag ins Gesicht», sagt sie. Der Vormund hatte plötzlich die Sicht der Bülacher Pflegemutter übernommen. Fortan galt sie als ein schwieriges, biologisch vorbelastetes Kind. 1957 wurde sie trotz positiven Einschätzungen der Kinderpsychiatrie in ein wie eine Arbeiterziehungsanstalt geführtes Heim in der Ostschweiz gesteckt.

Was Bach heute am meisten schockiert, ist die Dämonisierung ihrer geliebten Grossmutter, die den Kampf um



Das Gefühl, nirgends dazuzugehören, hat Diana Bach das ganze Leben begleitet.

CHRISTOPH RUCKSTUHL / NZZ

ihrer Enkelin schliesslich aufgeben musste. Das Ausschalten der einzigen Vertrauensperson, die ihr Martyrium und ihren totalen Rückzug hätte stoppen können, ist schlimmer als alles andere. Dieser Verlust habe ihr Leben zerstört, sagt sie. Weshalb hat sie es trotzdem geschafft, nach den traumatischen Erfahrungen im Heim das Lehrerseminar Unterstrass zu absolvieren und ein Pädagogikstudium abzuschliessen? Dahinter standen ein eiserner Wille und ein immenser Bildungshunger, antwortet sie.

Bewusstlos geschlagen

Susanne und Werner Kramer, die Direktoren des Lehrerseminars, nahmen die begabte Jugendliche unter ihre Fittiche. Sie eröffneten der 17-Jährigen eine Welt, von der sie bis dahin nichts gewusst hatte. Sie sah die legendäre Therese Giehse auf der Pfauenbühne und besuchte in der Tonhalle Konzerte. Nach

ihrer Frühpensionierung begann sie, Geige zu spielen – wie ihr Vater, ein jüdischer Flüchtling, den sie gesucht, aber nicht gefunden hat. Sie lernte schnell. Inzwischen spielt sie in einem Orchester.

Das Gefühl, heimatlos und nur ein Schatten ihrer selbst zu sein, ist jedoch geblieben, Depressionen begleiten sie. «Ich entschuldigte mich ein Leben lang dafür, dass es mich überhaupt gibt. Mir fehlen Selbstachtung und Selbstakzeptanz», sagt sie. Die Finanzierung ihres Lebensunterhalts sei ein erschöpfender und einsamer Kraftakt gewesen.

Recherchiert hat sie auch im St. Galler Staatsarchiv. Dort lagert das Dossier zum Kinderheim, in dem sie als neunjähriges Mädchen mit Gewaltexzessen unter dem Deckmantel religiöser Tugendhaftigkeit konfrontiert wurde. Ein Leidensgenosse war Robi Minder. Er fand später ebenfalls Förderer, sein Lehrmeister hätte ihm sogar ein ETH-Studium finanziert – angesichts seiner

Panikattacken bereits vor kleinsten Auftritten war das für ihn illusorisch. Auch sein Leben ist vom Trauma der Schreckensherrschaft der sadistisch veranlagten Heimleiterin geprägt. Ohne erkennbaren Grund schlug sie jeweils mit der Gummidichtung der Waschmaschine auf ihn ein, einmal wurde er ohnmächtig. Als Strafe fürs Bett-nässen musste seine Schwester jeweils völlig nackt den Kopfstand vor dem Esszimmer machen. Fast zehn Jahre lang war er dem demütigenden Heimdrill ausgesetzt.

Über fünfzig Jahre später brachte ein aufmerksamer Archivar die Akademikerin Bach und den Hauswart Minder zusammen. Aus Scham hatten sie bis dahin kaum mit jemandem über das Erlebte gesprochen. Nach ihrem Zusammentreffen kam es zum Dammbbruch. Per E-Mail begannen sie, über ihre damalige Ohnmacht, aber auch über Bewältigungsstrategien zu schreiben. Ein weiteres Thema war der politische Prozess zur Rehabili-

tierung von Opfern fürsorglicher Zwangsmassnahmen, in den sie sich kritisch einmischten. Im Juni 2014 meldeten sie sich im Büro der Autorin Lisbeth Herger mit der Idee, ihre Erfahrungen in ein Fachbuch über posttraumatische Belastungsstörungen einzubringen.

Herger ermunterte sie weiterzuschreiben und entschied sich für eine aussergewöhnliche Form. Unter dem Titel «Lebenslänglich. Briefwechsel zweier Heimkinder» hat sie den E-Mail-Austausch bearbeitet und als Montage konzipiert, in die sie Passagen zum Weg der «Wiedergutmachung» einstreute. Porträts der beiden Protagonisten und des Kinderheims ergänzen das aufwühlende Buch. Herger zieht dazu viel Archivmaterial bei und rekonstruiert den auf den Ämtern waltenden Zeitgeist. Man drückte den unehelichen Kindern den Stempel «illegitim» auf und stellte damit den Peinigern eine Carte blanche aus.

«Alles, was uns schmerzt, ist genau genommen in unseren Gedanken», schreibt Robi Minder. «Wir wissen, dass uns Unrecht geschehen ist, unser Denken bringt es immer wieder hervor. Aber hilft es uns weiter?», fragt er. Und: «Ist es nicht eher so, dass mich diese schmerzlichen Gedanken daran hindern, das Jetzt zu sehen, das Heute, die «heilende» Wahrheit statt die erinnerte Vergangenheit?» Minder wählt einen pragmatischen Weg. Er

«Ich entschuldigte mich ein Leben lang dafür, dass es mich überhaupt gibt. Mir fehlen Selbstachtung und Selbstakzeptanz.»

Diana Bach

versuche, mit seiner Vergangenheit nicht zu hadern, schreibt er gegen Ende des Buchs. In seinem Berufsleben habe er gelernt, böse Absichten zu durchschauen. Die «Verblendung» der Menschen wecke in ihm eine Nachsicht für ihre immer wiederkehrenden Unzulänglichkeiten. Er versuche, sich nicht damit zu belasten. «So lebt es sich ein wenig besser», lautet einer seiner letzten Sätze.

Leben lernen

Zu solcher Nachsicht kann sich Bach nicht durchringen. Den von der Heimleiterin gelebten Widerspruch zwischen pietistischer Glaubenswelt und sadistischer Wirklichkeit akzeptiert sie bis heute nicht. Auch in den 1950er Jahren hätten Kinder in normalen Familien erfahren, dass Gnade und nicht Versündigung und Schuldzuweisung im Zentrum der Religion stehe, sagt sie. Hätte sie bloss einen Abglanz mütterlicher Güte erfahren, würde es ihr leichter fallen zu vergeben.

Vorerst möchte sie leben und nicht bloss «überleben». Sie möchte anknüpfen an die Persönlichkeitsanteile der ersten Lebensjahre und zu ihrem damaligen Selbstvertrauen zurückfinden. Der Moment ist günstig: «Es geht mir besser denn je», sagt sie. Nach jahrelanger Odyssee hat sie eine Bleibe gefunden. Zusammen mit einer alten Bekannten lebt sie nun in einer Hausgemeinschaft, rundherum Wiesen, Wälder, in der Nähe ein See. Lächelnd steht sie auf, hüllt sich in ihren Mantel. Am Stauffacher schaut sie nochmals hinauf zur Mansardenwohnung.

Lisbeth Herger: Lebenslänglich. Briefwechsel zweier Heimkinder. Verlag Hier + Jetzt, Baden 2018. 322 S., 6 Abbildungen, Fr. 34.–.